

EIN FILM ZWEI MEINUNGEN

NEUE INTERAKTIVE SERIE

Beurteilter Film zum Herunterladen:
www.bdfa.de/Download/

Schaut den Film, diskutiert in eurem Club und bei Seminaren! Vergleicht mit den Beurteilungen der Kritiker und bildet euch selbst eine Meinung!



Laurel & Hardy Museum in Solingen

Dokumentarfilm: 12 min

Autor: Andreas Klüpfel, Solingen

Produktionsjahr: 2017

Das Ehepaar Günther aus Solingen betreibt ein privat geführtes Filmmuseum über „Dick & Doof“ Stan Laurel und Oliver Hardy. In kurzen Episoden berichten die Günthers aus dem Leben und Schaffen der berühmten Komiker. Zwischen den Interviews enthält der Film Impressionen aus dem Museum.

Zum Autor

Andreas Klüpfel (56) machte 1982 erste Schritte mit einer Videokamera. Es folgte eine DV-Kamera, aber erst mit einer DLSR-Kamera fing 2011 die Filmleidenschaft so richtig an mit Imagefilmen für seinen Sportverein. Auch die Genres Computeranimation und Spielfilm bedient er. Mit der Polizei Solingen drehte er zwei Lehrfilme für Flüchtlinge, die bundesweit für Schulungen eingesetzt werden. Mittlerweile hat er über 70 Filmprojekte abgeschlossen, von denen es einige bis zu Bundesfilmfestivals geschafft haben. Sein Metier sind Dokumentationen und Berichte im Bereich Lokalchronik. Seit 2014 ist er Mitglied im Filmclub Solingen, 2016 wurde er zum ersten Vorsitzenden des Clubs gewählt. Seit 2018 ist Andreas Klüpfel außerdem Vorsitzender des Bdfa-Landesverbandes NRW.

Der Film bringt mich ins Laurel und Hardy Museum nach Solingen. Der Autor stellt mir die Günthers vor, die ehrenamtlich diese kleine Sammlung betreiben. Aufgebaut ist der Film durch Interviews, die sich mit Betrachtungen von Exponaten des Museums abwechseln.

Die Story enthält nicht die Spannung, die ein Betrachter wahnsinnig fesselt, aber man spürt die Begeisterung der Museumsbesitzer. Die Geschichte als solche lässt auch keine Höhepunkte zu. Somit finde ich, gibt es keine dramatischen Höhen und Tiefen, dafür aber ist die Filmstory gut umgesetzt. Die Günthers wissen gut Bescheid über Stan und Laurel und können auch gut und lebhaft erzählen. Bei der Kameraarbeit haben wir es mit Stativaufnahmen zu tun, deshalb die Ruhe in den Bildern. Auf bewegte Kamera ist gänzlich verzichtet worden. In der ersten Szene ist der Protagonist leider unscharf im Bild, wobei der unwichtige Hintergrund scharf ist.

Bei Minute 2:04 spricht eine Frau im Hintergrund etwas Unverständliches. So etwas sollte vermieden werden. Ansonsten sind Bild-, Ton- und Kommentargestaltung ok. Die Musik, dezent gewählte Klaviermusik in verschiedenen Varianten, hört sich wie aus alten Kintopp-Zeiten an, passt also zum Film. Den Gag mit dem Fuß habe ich am Anfang nicht verstanden: man hätte das Missgeschick zeigen müssen.

Zum Vorstellen der Interviewpartnerin hätte ich eine Bauchbinde besser gefunden. Kurz zusammengefasst: eine schöne Dokumentation über ein Nischenthema, kurzweilig und interessant erzählt. ■

Jakob Breidenbach



„... DEN **STOFF** SO VERDICHTEN,
DASS DIESER AUF EINEN NORMALEN
ZUSCHAUER **INTERESSANT** WIRKT.“



Mein erster Eindruck: es handelt sich um einen Film für ein spezielles Publikum. Ein Außenstehender findet nicht so recht hinein. Das klappt erst gegen Ende. Der Film hat authentische und glaubwürdige Protagonisten, die vor der Kamera in unverkrampftem Plauderton erzählen. Das tut gut.

Allerdings lässt der Autor die Protagonisten lange und viel reden. Vieles davon kann ich mir auf Anhieb gar nicht merken. Unterbrochen werden diese Strecken durch Schwenks über Exponate. Diese Bilder sind unkommentiert und wirken dadurch, als wären sie einfach in den Raum gestellt. Gegen Ende werden andere Exponate mehr in Großaufnahme gezeigt, in die Hand genommen und erklärt, was der Verständlichkeit gut tut. Was mich ein wenig nervt ist die mittlerweile überstrapazierte Musik von Kevin MacLeod. Da dieser Komponist viele seiner Stücke unter „Creative Commons“ (Namensnennung) frei im Internet veröffentlicht hat, machen zahllose Hobbyvideoproduzenten weltweit von dieser Musik Gebrauch.

Ich muss mir den Film noch einmal anschauen, obwohl ich ihn als zu lang empfinde. Beim zweiten Ansehen gefällt er mir besser. Ich kann meine Eindrücke vertiefen. Der Film hat durchaus eine dramaturgische Struktur. Der Autor besitzt handwerkliche Fähigkeiten, ist allerdings noch nicht sicher in deren Anwendung. Es sind Kleinigkeiten, die aber in ihrer Summe dazu beitragen, den Film für Außenstehende verständlicher und unterhaltsamer zu gestalten. Bei Filmen über Schauspieler ist es naturgemäß schwierig, diese mit Ausschnitten aus Filmen bebildern zu können, da deren Werke in der Regel urheberrechtlich geschützt sind. Die Rechteinhaber müssen ermittelt und

angeschrieben werden. Es müssen schriftliche Genehmigungen vorliegen und alles darf möglichst nichts kosten. So erzählen auch hier die Protagonisten Details über Filmszenen mit Laurel und Hardy, die einem großen Teil des Publikums nicht geläufig sind. Damit kommen wir zum Aspekt der Aufmerksamkeitsspanne. Es gibt im Museumsfilm einen Punkt bei Minute 7:54, wo der Film enden könnte. Da er aber vier Minuten weiterläuft, wird er zu einem Film für ein spezielles Publikum, das an dieser Thematik brennend interessiert sein muss. Andere sind hier bereits ausgestiegen und folgen dem Film nur noch widerwillig. Filmtheoretisch gibt es die Regel, dass ein Spannungsbogen ungefähr sechs Minuten hält. Für knapp 12 Minuten passiert in diesem Film zu wenig. Gerade das macht das Können eines Filmemachers aus, aus dem vorhandenen oder beschaffbaren Material eine Essenz zu extrahieren und den Stoff so zu verdichten, dass dieser auf einen normalen Zuschauer interessant wirkt.

Der Anfang: Aller Anfang ist schwer. Mit welcher Szene leite ich das Thema ein? Hier ist es eine Straßenszene mit viel Grün und einem Haus dahinter. Dazu der Kommentar: „Die Stadt Solingen ist weltbekannt für ihre Schneidwarenindustrie.“

Als Aufmacher hätte ich begonnen mit der Frage: „Dick und Doof in Solingen?“ Der Autor war wohl selbst nicht ganz glücklich. So wirkt die erste Szene etwas hektisch und abgeschnitten, während der Text in der zweiten Szene weiterläuft. Das wirkt auf einen Zuschauer holprig. Aber der Film fängt sich und lässt den Besitzer des Museums erzählen. Es folgt die erste Bilderstrecke mit Zinnfiguren, die mein Interesse wecken. Aber es gibt keinen Kommentar und keine Erklärung. Anschließend erzählt



der Protagonist über die Filme von Laurel und Hardy. Wäre es ein Fernsehbeitrag, hätte man hier Filmausschnitte inseriert. So bleibt die Erzählung leider etwas trocken und abstrakt. Ich stehe auf dem Standpunkt, was man nicht bebildern kann, sollte raus. Die Kameraeinstellungen sind korrekt. Als der Museumsbesitzer über den „Club der Laurel und Hardy Freunde“ erzählt, hat er nach Umschnitt plötzlich einen Fes auf dem Kopf. Ein eingefügter Insert, bei dem der Protagonist den Fes nimmt und aufsetzt, wäre besser.

Was mir noch auffällt: Vorder- und Hintergrund sind teilweise mit unterschiedlicher Farbtemperatur beleuchtet. Eine gute Idee. War es Zufall oder gewollt? Das Konzept wird nicht konsequent durchgehalten. Mal ist der Hintergrund kühl und der Erzähler warm beleuchtet, mal ist es umgekehrt. Wenn der Hintergrund heller oder akzentuiert beleuchtet ist, kann dies dazu führen, dass die Aufmerksamkeit des Zuschauers vom Vordergrund abgelenkt wird. Nach 7:54 Minuten kommt die Frau des Museumsbesitzers zu Wort, die eine andere Ausstrahlung als ihr Mann besitzt. Die Stimmung des Films wechselt ins melancholisch Nachdenkliche. Der letzte Satz des Films lautet: „So lange wir gesund bleiben, werden wir das Museum instandhalten.“ In mir keimt der Verdacht, dass die Besitzer ihr Museum hauptsächlich für sich selbst betreiben. Ob es eher eine Sammlung über Stan Laurel und Oliver Hardy oder ein Museum ist, wirkt bereits über den Film hinaus. Immerhin. ■